

## **Was der Mensch wirklich braucht. Für eine anthropologische Hermeneutik**

„Philosophie ist ihre Zeit in Gedanken gefaßt“. Wer mit den Augen Hegels auf die gegenwärtigen Veränderungen schaut, kann finden, daß jetzt der richtige Zeitpunkt ist, eine Zäsur festzustellen. Eine Zeit scheint abgelaufen, eine neue beginnt. Es geht dabei um eine grundsätzliche Veränderung der Denkungsart, die sich primär darin zeigt, wie wir unsere Lebenswelten gerne anders und neu einrichten würden oder zumindest besser verstehen wollten.

Am anschaulichsten ist dabei wahrscheinlich, was Gernot Böhme gegenwärtig als einen solchen Bruch für die Architektur feststellt. Die Moderne lebte einst vom Funktionalismus, der die Ernüchterung ins Bauen brachte und das Wohnen auf die Silo-Funktionen der bloßen Aufbewahrung und Konservierung reduzierte. Die Postmoderne kultivierte die Übertreibung dann in die andere Richtung, indem sie nur die Außenseite des Wohnens aufpolierte und die verschwenderische Geste an die Stelle rationaler Zweckbestimmung stellte.

Heute, nach der Jahrtausendwende, sind wir weiter, weil nun der Mensch nicht mehr in ihm fremd gewordene Räume gestellt wird, sondern erstmals wieder die Räume um den Menschen herumgebaut werden und dabei auf seine eigentlichen Bedürfnisse eingegangen wird. Räume, die so zugeschnitten sind, daß man sich in ihnen vor allem und erst einmal wieder *wohl* fühlt, Fassaden, die nicht mehr entweder trostlos oder spektakulär sein müssen, sondern einfach nur offen, ansprechend oder einladend. Küchen, die nicht für Partys, sondern fürs Kochen gemacht sind, Wohnzimmer fürs Wohnen, nicht fürs Tennisspielen und so weiter. Es handelt sich in erster Linie um einen atmosphärischen Fortschritt, insofern Räume jetzt wieder aus sich und ihrer grundsätzlichen ‚Wohnanlage‘ heraus wirken können. Man kann über Böhmes Diagnose noch hinausgehen und behaupten, daß hier überhaupt eine neue Grundlage aufscheint, die ganz neue Maßstäbe für das Gelingen von Architektur nahelegt: jener nämlich, der dem Menschen eine Entfaltung im grundlegenden Sinn von Lebensräumen gestattet. Offenbar wird dieser Befund auch dort, wo es nicht alleine um die Hardware unserer Kultur geht. Gerhard Kaiser stellt beispielsweise für die Literatur fest, daß mit einer wohltuenden Unbekümmertheit plötzlich wieder traditionell werden kann, mit Geschichten, die auf selbstverständliche Weise ‚welthaltig‘ sind, Romane und Erzählungen also die Zeit der Experimente und der selbstquälerischen Selbstbespiegelung ganz offenbar hinter sich hätten. Hans Ulrich Gumbrecht zieht neuerdings auch für die Literaturwissenschaft einen analogen

Schluß. Der Umstand, daß jetzt schon Lehrstühle für Philologie ausgeschrieben werden, mit der gewünschten Qualifikation „ohne Theorie“, könne als eine stille Sensation gelten. Wer die Wandlungen verfolge, müsse akzeptieren, daß die postmodernen Theorieschlachten vorbei seien und der Wissenschaftler nicht mehr so tun müsse, als wüßte er überall Bescheid und sei in jedem Medium zuhause. Und vor allem eines müsse er wieder beherrschen: klassische, gute Texte mit Gewinn für seine Zuhörer auslegen. Wissenschaft muß eine Bereicherung für das Leben bringen.

*Was der Mensch wirklich braucht*, diese Frage soll im folgenden an einem technischen Beispiel angesprochen werden. Dabei geht es zuerst darum, was der Mensch **braucht**, ohne es im Grunde wirklich nötig zu haben. Dieser Zug soll

- 1.) auf der Ebene der Technik,
- 2.) im Denken der Ökonomie und
- 3.) als begründet in unserer Kultur und deren neuen Menschenbild analysiert werden.

Im zweiten Schritt geht es dann darum, was der Mensch **wirklich** braucht. Das heißt, wie man dem zuvor skizzierten Menschenbild mit Alternativen begegnet. Wie kommt der Mensch zurück ins Zentrum der Aufmerksamkeit inmitten einer technogenen Lebenswelt? Neue Maßstäbe darf man hier von einem vertieften Verständnis unserer Alltagspraxis erwarten. Meine These wird sein, daß hierzu eine Übertragung der Analysemittel der Text-Hermeneutik zurück ins Lebenspraktische Gewinn verspricht. Heidegger und Gadamer werden dabei die Gewährsmänner sein.

## I.) **Das Beispiel**

Das **Beispiel** stammt aus dem Automobilbau des vergangenen Jahrzehnts. Es findet sich im Zusammenhang mit den medialen Möglichkeiten, die es sich zur Maxime gemacht haben, Nützliches mit Angenehmem zu kombinieren. Im konkreten Fall geht es um die Einführung der Bildschirme in die Oberklasse der Audi-Flotte. Ursprünglich waren sie zur Navigation gedacht, um die Zielfindung beim Autofahren zu erleichtern. Das war 1996. Die Bildschirme waren aber zugleich auch schon gut genug, nicht nur einfache Schemata abzubilden, sondern auch laufende, lebendige Bilder zu produzieren. Mit der Folge, daß jetzt jeder, der ein Navigationssystem orderte, auch gleich einen Fernseher und später noch ein Film-Abspielgerät in seinem Auto hatte.

Ein Wendepunkt kam, als Autofahrern mit den neuen Fahrzeugen plötzlich mehr Auffahrunfälle als gewöhnlich unterliefen. Sie waren in den entscheidenden Augenblicken mit den Augen auf dem Bildschirm, anstatt auf der Straße, mit dem Ohr nicht bei der Sache, sondern bei der Sprache aus den Lautsprechern. Das Fernsehprogramm oder die DVD hatte sie in eine andere Welt entführt, und von dort kamen sie nur unfreiwillig und zuweilen mit einem Knall der Airbags wieder zurück in die erste Wirklichkeit, die des Straßenverkehrs. Die Folge war: die Technik wurde umgestellt. Man baute eine Schaltung ein, die das Fernsehen nur noch erlaubt, wenn der Wagen wirklich steht. Aber auch das Fernsehen bei Tempo 0 erwies sich auf die Dauer als impraktikabel. Denn wie geht das im Stop- and Go-Verkehr? In der Stadt, an der Ampel, oder wenn man im Stau steht? An dem ständigen An- und Aus hat offenbar niemand wirklich eine Freude gehabt. Und die Lösung kam schließlich, als es gelang, Monitore für diejenigen einzubauen, die nicht lenken müssen, sondern abgelenkt werden wollen: also die Hinterbänkler im Auto.

#### 1.) Die Technik und ihre Motive

Technisch gesehen steht hier eine Logik der **Notwendigkeiten** einer Logik der **Möglichkeiten** gegenüber. Wo ein einfaches oder wenigstens überschaubares Bedürfnis gegeben ist, gibt es technische Mittel, um dies zu erreichen. Die Steigerung der Mittel, ihre Verbesserung, dient nur der Effizienz des Zielverfolgs. Das Navigationssystem tut genau dies, indem man besser oder schneller von A nach B kommt. Die Rationalität der Entwicklung ist eine **Zweckrationalität**.

Bei der Logik der **Möglichkeiten** ist die Lage grundsätzlich komplizierter und vor allem reflektierter. Sie hat andere als pragmatische Kontexte und verfolgt weitergehende Ziele. Eine Erfindung wird dann nicht beurteilt danach, ob man im Leben damit besser zurecht kommt und Dinge leichter tun kann, die einem vorher schwerfielen. Kriterium ist einzig, was an neuen Möglichkeiten **als** Möglichkeiten angeboten werden kann, die sich aus der fortgeschrittenen Technik ergeben. Wenn also die kleinen Flachbildschirme schließlich in der Auflösung fernsehtauglich werden, ist es ganz natürlich aus dieser Sicht, daß im Auto nicht nur deren Nutzung als Zielführung angeboten wird, sondern eben auch als TV-Gerät. Die Verbesserung der Technik reicht aus, um die Möglichkeit, die sich dadurch ergibt, auch gleich Wirklichkeit werden zu lassen, einzig, in unserem Beispiel, weil die verbesserten Displays schon dazu taugen. Die technische Entwicklung, so sagt man seit Heidegger, hat hier ihre eigene Logik, die aus jedem bestehenden Status quo sich neue Möglichkeiten erschließt, die

erst einmal alle verwirklicht werden müssen, worauf dann erst, in einem zweiten Schritt, die Auswahl aus diesen Möglichkeiten folgen muß. Das Trickreiche an dem Gedanken, wie er auch in die Kulturkritik des 20. Jahrhunderts breiten Eingang gefunden hat, ist dabei, daß nun wiederum der Auswahlprozeß nicht einfach als das Aussieben untauglicher Möglichkeiten erfolgt. Denn als technische Entwicklung ist jede tauglich, sofern sie nur funktioniert. Wenn also der Bildschirm als Fernseher jetzt auch im Auto verläßlich seinen Dienst tut, reicht das schon, daß man ihn einbaut. Und die Pointe geht noch weiter. Selbst für den Einwand, wie er anfangs skizziert war, daß man den Fernseher beim Autofahren doch eigentlich gar nicht braucht, und er geradezu stört, wenn man es sich einmal nur recht überlegt, hat die technische Entwicklung eine eigene, in sich wiederum stimmige Antwort: Sie will, daß auch dieses Problem wiederum nur ein **technisches** Problem ist, und mit **technischen** Mitteln gelöst werden kann. Also wird die Fernsehempfangsanlage nicht wieder ausgebaut, sie wird, wie beschrieben, nur verfeinert, technisch weiter spezifiziert. Der Punkt, an dem das Fernsehen zum Sicherheitsrisiko wird, ist wiederum nur punktuell ausgeschaltet. Fernsehen läuft nur im Stehen, wie nervig das in der Praxis des Stoßverkehrs auch sein mag. Und schließlich: wo sich hier der Einspruch der Praxis durchsetzt und man das Fernsehen insgesamt für den Fahrer als sinnlos erkennt, wird die bestehende Empfangsanlage immer noch nicht wieder ausgebaut. Denn es bleibt ja noch die Versorgung der Hinterbänkler mit der Technik. Und selbst bei reinen Zweisitzern, da bin ich mir sicher, würde die Anlage auch noch nicht abgeschaltet, weil man immer noch finden kann, es könnte doch sein, daß das Auto zuweilen als verkleinertes Wohnmobil genutzt wird, und man nicht wissen kann, ob es irgendwann nicht doch noch einen möglichen Gebrauch davon gibt. Noch als pure Option auf die Zukunft, so ungewiß und unwahrscheinlich diese auch sein mag, hat die Neuerung ein selbstverständliches Bleiberecht in der Gegenwart.

Die **Rationalität**, die hier federführend ist, ist ganz offensichtlich nicht mehr die einer reinen Zweckverfolgung. Hier werden nämlich nicht mehr Zwecke vorausgesetzt, zu denen die passenden Mittel eronnen werden, sondern umgekehrt: die Erfindung des Mittels geht voraus, zu dem dann der passende Zweck erst noch gefunden werden muß.

## 2.) Die Wirtschaft und ihre Motive

Dies bringt die Argumentation zur ökonomischen Betrachtung, die das Phänomen im Unterschied zwischen einer sogenannten **Mangelökonomie** und einer **Überflußwirtschaft** weiterverfolgt, wobei es inzwischen üblich ist, letztere auch eine ästhetische Ökonomie zu

nennen. Die Mangelökonomie schließt entsprechend an die eben beschriebene Zweckrationalität an: Zweck wird interpretiert als ein bestimmtes Bedürfnis. Dies kommt zuerst, dann kommen die Mittel bzw. die Technik zu dessen Befriedigung. Wo kein Mangel, da keine Herstellung, keine Waren, kein Konsum, frei nach Marx.

Anders bei der **Überflußwirtschaft**. Der Terminus stammt von John Kenneth Galbraith aus dem Ende der 50er Jahren, und die ‚affluent society‘, die damals für die kommenden Generationen bis heute proklamiert wurde, macht gegenüber dem bisherigen Wirtschaften eine grundlegende neue Prämisse: alle Grundbedürfnisse müssen weitgehend befriedigt sein oder leicht zu befriedigen sein, wenn man es nur will. Da die Wirtschaft immer expandieren will, aus vielen Gründen, liegt die Zukunft absehbar in einem Bereich jenseits der Grund- und Lebensbedürfnisse, also dort, wo wir nicht einfach sind, was wir sind, sondern das, was wir erst noch aus uns machen wollen. Hier gilt es, unsere Zwecke noch als vollkommen ungekannte Antriebe aufzuspüren und sie erst als solche zu erkennen und wirklich zu machen. Was unser Bedürfnis ist, können wir aus dieser Sicht noch gar nicht wissen, es besteht nur als eine offene Aussicht, als ein lebens-grammatisches Zukunftsprogramm, in dem wir uns später erst als wir selbst erkennen werden. Die Pointe in dieser Form des Wirtschaftens kommt dann ins Spiel, wenn man versteht, was der Auslöser oder Katalysator für die Generation von solchen ungekannten Bedürfnissen - aus dem Nichts sozusagen - ist. Sie werden nämlich nicht aus sich selbst heraus prominent, es ist selbst kein Bedürfnis, das ihnen vorangeht und sie entstehen läßt: wie Gleiches aus Gleichem. Vielmehr läßt die technische Möglichkeit allererst ein Bedürfnis entstehen, das sie dann tatsächlich befriedigen kann. Und es ist die Aufgabe der Phantasie, forciert durch die Werbung, das Bedürfnis zu generieren, von dem gestern noch niemand wußte, daß man es morgen haben kann. Niemand, am Beispiel gesprochen, hatte bei der Erfindung des Automobils schon im Auge, daß das Fahrzeug zugleich auch das Zeug zum intimen Kleinkino oder zum Konzertsaal haben sollte oder ein zweiter Ganghebel auch als Joystick für I-Drive oder die Spielekonsole eingebaut würde.

### 3.) Die Kultur und ihre Motive

Die Konjunktur einer luxurierenden Ökonomie ist allerdings nicht nur ein rein faktisches Phänomen, sie ergibt sich nicht alleine aus dem Expansionsdruck der Wirtschaft und der dazu notwendigen Kolonisierung der Kultur durch ihr Denken. Vielmehr wurde dem Gedanken zuvor schon von kultureller Seite entgegengearbeitet. Ausgangspunkt ist hier Nietzsche, Endpunkt die Postmoderne. In der Kultur, merkt schon Nietzsche als ein Vertreter der

kommenden Dekadenz, beginnt alles ‚Wirtschaften‘ überhaupt erst unter der Voraussetzung, daß die Grundbedürfnisse schon längst gedeckt sind. Kultur, Kunst, und alles, was in dieser Sphäre Eindruck macht, kann als solches nur Eindruck machen, wenn man sich nicht mehr um das Überleben sorgen muß. Die Erfindungen, die hier zum Fortkommen taugen, müssen verführen, nicht befriedigen, sie müssen aufreizen, nicht satt machen, und wenn sie einem Bedürfnis als solchem nachkommen, dann nur dem Bedürfnis nach immer mehr und immer neuen Reizen. Nietzsche ist in diesem Sinne ein vollkommener Denker der Frivolität: es muß zu gar nichts wirklich gut sein, was man hervorbringt, sondern nur einer Laune entspringen, die so oder so sein könnte. Der hochkulturelle Sinn für Nuancen macht für Nietzsche den Unterschied aus, der den Menschen erst zum Menschen werden läßt.

#### 4.) Die Konsequenzen der Anthropologie

Der Endpunkt dieser Konjunktur ist an der Stelle erreicht, an dem das ästhetische Wirtschaften seinen größtmöglichen Umfang gewinnt und schließlich Eingang in das Menschenwesen findet. Die These ist: Sobald überhaupt Kultur entsteht, ist jede Mangelwirtschaft schon abgeschafft – eben auch bereits ökonomisch! -, weil jede Kultureinrichtung von vornherein das Bedrängende und Nötigende von Gefahr und Bedürfnis auf Distanz hält. Mit seinen ersten Erfindungen, schreibt Blumenberg Anfang der 80er Jahre, hebt der Mensch schon die entscheidenden Abhängigkeiten von der Natur aus. Er schafft es, sobald er auch nur einen Stein in die Hand nimmt und damit auf seine Feinde wirft. Der entstehende Freiraum ist der Kulturkreis, in dem sich jenseits aller Nötigung von außen ein natürlicher Binnenraum von Möglichkeiten auftut, in dem sich der Mensch von jetzt ab frei entfalten kann. Er ist nur noch das, was er selbst aus sich macht, wie er sich selbst darstellt und wie er sich schließlich entschließt, sich selbst zu definieren. Was er an seinem Wesen expliziert, hat er bereits implizit selbst aufgeschrieben.

Der Endpunkt in dieser Linie der Argumentation ist damit erreicht: Aus der verkehrten Zweckrationalität, also den Zwecken, die der Erfindung der Mittel erst nachfolgen, wurden ökonomisch die Luxusbedürfnisse, außerökonomisch die Kulturbedürfnisse, und anthropologisch die Menschenbedürfnisse schlechthin, die ausnahmslos einer ästhetischen Form des Wirtschaftens folgen.

## II.) Alternativen

Wo das ästhetische Wirtschaften so universell geworden scheint, daß es schon dem Menschenwesen schlechthin entspricht, ist klar, daß man sich zeitgenössisch mit Alternativen schwer tut. Zwei Optionen sind dabei prominent, die beide mehr oder weniger von außen an das Problem herangehen. Die eine ist, den tieferen Sinn, der in der Inszenierung der Welt verloren scheint, in Gott wiederzufinden, die andere, aus den Dingen selbst neue Orientierungskraft zu gewinnen. Von Habermas bis Ulrich Beck, von Agamben bis Zizek gehen die Unternehmen, es erneut mit der Religion zu versuchen.

Ich will hier dagegen grundsätzlich an die andere Linie anschließen, die von den Dingen ausgeht, und von dort aus den Rückweg in die menschliche Mitte der Betrachtung einschlagen. Was hier an Vorarbeit geleistet wurde, sind zumeist Versuche, auch wieder nur mit Hilfe der Ästhetik neue und sinnvolle Objektbezüge herzustellen. Die eingangs erwähnten Unternehmen arbeiten in diese Richtung. Das bewußte Empfinden von Atmosphären soll beispielsweise helfen, die Anonymität der Dinge aufzuheben und wieder eine sinnvolle Verbindung herzustellen zwischen Mensch und Umwelt.

Freilich ist auch klar, daß es mit einem Hinweis auf die Anmutung der Dinge noch nicht getan sein kann. Denn auch diese müssen nicht so ursprünglich und lebensnah sein, wie sie dem Theoretiker zuweilen erscheinen mögen. Auch sie kann man manipulieren, inszenieren, innovativ bewirtschaften, oft leichter, als man denkt. Und wo ist die Grenze von Schein und Wirklichkeit, wo man zur Unterscheidung doch wieder nur den Anschein der Dinge zur Verfügung hat?

Es braucht deshalb über alles Ästhetische hinaus eine viel konkretere und vor allem nachvollziehbare Auseinandersetzung, die nicht mehr nur ästhetisch, sondern lebenspraktisch ansetzt. Ich schlage vor, dazu das Verhältnis von Mensch und Umwelt neu zu bedenken und dabei Beziehungen ins Spiel kommen zu lassen, die belastbarer erscheinen und sich aus der vorliegenden Praxis ergeben, das heißt, aus einer direkten Konfrontation technischer Neuerungen mit ihrer verschiedenartigen Handhabung und Nutzung. Es kommen hierbei zuerst Aspekte ins Spiel, die sich grundsätzlich aus der Stellung der Technik zum menschlichen Dasein und seinen Bedürfnissen ergeben; weiter geht es dann um Perspektiven, die nicht bei der unmittelbaren Frage möglicher Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit stehen bleiben, sondern um Fragen, die vielmehr erst mit deren *zeitlicher* Aufeinanderfolge rechnen und operieren. Und hier gilt es, neben der vorangestellten Version ästhetischen Wirtschaftens mit ihren evolutionären Zügen eine Hermeneutik genuin praktischer Zusammenhänge zu entwickeln.

Methodisch bedeutet dies, im folgenden im wesentlichen mit zwei Gewährsmännern zu operieren: ich gehe aus von einer grundsätzlichen Technikkritik mit Heidegger, für deren Aktualisierung und Umsetzung ziehe ich die kulturellen Vermittlungsformen Gadammers und seiner Hermeneutik heran. Wobei dann das eine mit dem anderen erst noch zu einer originellen Fusion gebracht werden muß.

Historisch gesehen ging Heideggers Bemühen darum, gegen den Zauber der neuen Sachlichkeit zu argumentieren. Sein Punkt ist, daß es jenseits der Begeisterung für alles Ingeniöse und Maschinenbautechnische, wie sie typisch für die späten 20er und 30er Jahre ist, für die Bedeutung der Dinge noch ein fundamentum in re geben muß. Dies findet er in dem, was die ‚Bewandnis‘ eines Dinges ausmacht. Sie findet sich, wenn man fragt, wozu es gut ist. Das Um-Zu ist das Schema, in dem die Dinge als Zeug und Geräte miteinander in Beziehung stehen und verknüpft werden. Heideggers Beispiele legen nahe, daß man sich solche Zusammenhänge wie im Atelier eines Handwerkers vorstellen muß. Wie der Hammer zum Hämmern, die Zange zum Kneifen, so beide, um im Prozeß der Herstellung ihre jeweilige Bewandnis zu bekommen. Die Herstellung oder Reparatur eines Wirtschaftsgerätes ist der umfassende Zusammenhang, in dem das umliegende Zeug als Handwerkszeug räumlich geordnet, funktionell hierarchisiert und zuletzt im Prozeß des Herstellens selbst zeitlich-performativ aufgehoben erscheint.

Die Welt des Handwerks und des Ateliers ist aber auch zugleich die Grenze einer solchen Analyse. Denn für komplexere Zusammenhänge, von globalisierten Verhältnissen ganz zu schweigen, taugt sie nicht mehr, auch für Fortschritts- und Entwicklungsmotive ist sie nicht ergiebig. Bewandnis haben die Dinge nur in festgefügtten Herstellungsverhältnissen, wo immer schon klar ist, was und wofür etwas produziert wird.

Gadammers Erweiterung der Hermeneutik in die Zusammenhänge der Geschichte hat auch spezielle, zeitbezogene Motive. Für ihn ist es wichtig, einen brauchbaren Anschluß für eine in Deutschland kompromittierte Geisteswissenschaft nach dem Kriege zu finden. Sein Punkt ist, daß hinter der Begeisterung für die Ideologien der 30er und 40er Jahre auch kein fundamentum in re bestand, und sie, nach der Einsicht des späten Heidegger, auch nur eine kulturelle Reaktion auf die Entwurzelung der Menschen in ihrer modernisierten Lebenswelt waren. Gegen dieses Nichts der Begründung gilt es, eine Verwurzelung der Kultur in ihrer Herkunft und ihren Traditionen stark zu machen, also in ihrer historischen Dimension, und es sind die Texte, die dies leisten müssen. Vor allem die Lektüre der Klassiker, ihre ständige Neulektüre, ihr Kommentar und ihre Überlieferung müssen Kontinuität schaffen, wo zuvor



ein absoluter Kulturbruch drohte. Die Lösung ist so eine humanistische, die auf das Halten eines Kulturniveaus auch über historische Abgründe hinweg zielt.

In meinem Plädoyer geht es nun darum, den unmittelbaren Praxisbezug Heideggers mit der geschichtlichen Einsicht Gadamers zu verbinden, freilich in einem anderen Kontext. Es geht zwar immer noch mit Heidegger um eine Form von Technikkritik, aber um eine, die längst keine Fundamentalkritik mehr sein kann und keine Romantizismen und Handwerkswelten mehr als Alternative zum Verständnis bietet. Und es geht zwar auch noch mit Gadamer um kulturelle Kontinuitäten, aber um solche, die nicht mehr das Schöngeistige betreffen, in dem man in Deutschland glaubte, sich nach dem Krieg wiederzufinden, sondern um das gute Leben mit den Folgen eines Wirtschaftswunders, in dem man sich *tatsächlich* bis heute wiederfindet.

Das heißt jetzt konkret für die Methodik: mit Heidegger müssen die Geräte und Produkte wieder in ihrem konkreten Gebrauch verstanden werden, allerdings zeitlich über den statischen Horizont einer einmalig festgelegten Nutzung hinaus. Mit Gadamer müssen sie dagegen in ihrem geschichtlichen Horizont erscheinen, aber was vorher ausschließlich Textgeschehen war, muß dabei zur neu erzählten Gebrauchsgeschichte werden. Nur so können genug Praxisbezug einerseits und ausreichend Flexibilität in einer Welt des permanenten technischen Wandels zugleich entstehen.

Kern der Operation ist demnach eine Übertragung des Begriffs der Wirkungsgeschichte vom Deutungsgeschehen der Texte auf die Gebrauchsgeschichte der Geräte. So wie nämlich Texte einen allgemeinen Sinn haben, der in jeder originellen Deutung eine Besonderung erfährt, so bieten sich auch Geräte erst in einer allgemeinen Weise zur Handhabung an, und werden erst im konkreten Gebrauch auf eine bestimmte Nutzung hin ausgelegt. Und so wie die Deutung eines Textes immer auf der Deutung aufbaut, die ihr vorangegangen ist, und auf deren Vorverständnis man sich besinnt, so, das wäre mein entscheidender Punkt, so müßte auch idealiter ein jeder Gebrauch eines Geräts an die Art und Weise anschließen, wie bisher und zuvor mit dem Gegenstand umgegangen wurde. Es entstünde so eine Entwicklung, in der sich die allgemeinen Potenzen einer Gerätschaft durch seinen weitergehenden Gebrauch Schritt für Schritt auslegen lassen, soweit, bis irgendwann schließlich ein Bedürfnis aufkommt, die Grenze der Leistungsfähigkeit des bestehenden Apparats zu bestimmen und womöglich und wo nötig einen Neuanatz nahezulegen.

Die verschiedenen Logiken der Fortschreibung werden hier deutlich. Während in der selbstgenügsamen Geräte-Evolution sich der kommende praktische Gebrauch allein nach dem Ausreizen von technisch-ästhetischen Möglichkeit richten soll, die technische Evolution also

prinzipiell vorgängig ist und nur durch den Markt später korrigiert wird; so ist hier die Konkretion des Gebrauchs, das tatsächliche Handhaben der Gerätschaft das erste und letzte, von dem ausgegangen wird und wonach sich zuletzt auch das Design der Dinge richten muß. Die rein technisch-mediale Weiterentwicklung gibt vor, was der Mensch brauchen kann, was bereitgestellt wird für eine mögliche Nutzung. Die hermeneutische Weiterentwicklung dagegen läßt deutlich werden, was der Mensch von dem, was er alles brauchen könnte, wenn er nur irgendwie wollte, auch wirklich braucht.

In der Praxis hieße das, daß natürlich die technische Entwicklung wie bisher weitergehen muß und auch in der luxurierenden Weise wie bisher ihre Optionen in einer Fülle offeriert, die nie auch nur annähernd ausgeschöpft werden kann. Im Gegenzug wäre es aber auch kein Schade, wenn durch die Evolutionsgeschichte der Geräte mehr und mehr ein roter Faden gewoben würde, der die Fortentwicklung und Selektion der Möglichkeit an der Umsetzung festmacht, die man tatsächlich vorfindet und sinnvoller Weise wollen kann, immer ausgehend von dem, was man schon kann und auch auf bewährte Weise tut. Hier kann die Philosophie helfen.

Die beschriebene Kollision von Verkehrsleitsystem und gleichzeitigem Kinogenuß im Auto käme so jedenfalls nicht zustande. Und wer auch immer gerade dabei ist, sich ein neues Mobiltelefon zu kaufen, wird womöglich gute Gründe in dem eben Gesagten finden, eine Konzentration auf den wesentlichen Gebrauch für nötig zu halten. Denn seien wir ehrlich, mehr als ein, zwei Funktionen nehmen wir meist nie wahr in solchen Geräten, auch wenn man damit sprichwörtlich zu den Sternen fliegen könnte. Und warum man schließlich für all das, was man nie braucht, auch noch immer mitbezahlen muß, ist nicht gut einzusehen.

Ich schließe mit einer Aussicht, was dies für das kommende Forschungsprogramm heißt. Es gilt, die etablierte Hermeneutik methodisch mit den aktuellen Herausforderungen der Anthropologie zu konfrontieren und daraus methodisches Kapital zu schlagen. Das heißt konkret, die Technikphilosophie, wie sie von Heidegger ausgeht und bis Kittler reicht, einer hermeneutischen Revision zu unterziehen. In der Heideggerlinie stehen dabei die Leibstudien der Phänomenologie. In der Gadamerlinie die historischen Analysen, die bis in die Sphären der Analyse von Biomacht reichen. Das Hauptaugenmerk liegt aber darin, das von der Texthermeneutik erarbeitete Verstehen auf unsere hochmodernen Lebensverhältnisse hin anwendbar zu machen. Diese Linie kommt nicht ohne einen weiteren Rückgriff bis mindestens Hegel aus und bleibt in der Kulturphilosophie bis Luhmann aktuell. Nur wenn es gelingt, der entsprechenden Vorstellung, es gebe für uns Moderne nur noch sich selbst generierende Systeme, eine Form der Verständigung an die Seite zu stellen, die an den

Menschen und seine Bedürfnisse erinnert, scheint eine Beschreibung sinnvoll mit Blick auf das, was der Mensch wirklich braucht.

Gernot Böhme, Architektur und Atmosphäre, München 2006.

John Kenneth Galbraith, The affluent Society, London 1958.

Hans Blumenberg, Beschreibung des Menschen, Frankfurt am Main 2006.